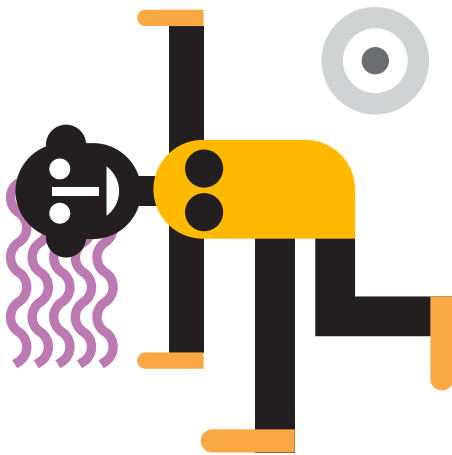


Prekär, prekärer, am prekärsten

Über die Unfreiheit der »Freien Kunst« als Mittel kulturpolitischer Kontrolle.

VON EVA BRENNER



z. B. Verena

Verena M. (Name geändert), knapp unter 40, ist ausgebildete SchauspielerIn-Tänzerin. Da in dieser Sparte prekäre Jobs mit zeitlich begrenzten Werkverträgen die Norm sind, reicht der Lohn nicht, um die Miete für ihre kleine Wohnung im 20. Bezirk zu zahlen, notwendige Fortbildungen, Urlaube oder sonstige Extras zu begleichen. Auf Arbeitslosengeld muss sie verzichten, weil sie nie eine längerfristige Anstellung hatte.

Vor zwei Jahren bewarb sich Verena bei unserer freien Theatergruppe als Bürokräftin in der Hoffnung, im Bereich Kulturmanagement wäre regelmäßiger Geld zu verdienen, obwohl sie viel lieber schauspielern würde. Beim ersten Vorstellungsgespräch fiel der denkwürdige Satz: »Ich werde bald 40 und habe noch nie von meiner eigenen Hände Arbeit leben können!« Familie und Kind kommen nach eigenen Aussagen schon

lange nicht mehr in Frage, weil sie ja ständig auf Bewerbungstour ist, in Sorge um die eigene Optimierung, mit Training und Fitness beschäftigt, um sich für kommende Jobs attraktiv zu halten.

Es stellte sich heraus, dass wir gerade eine Rolle in einem Stück über Arbeit und Arbeitslosigkeit frei hatten, wofür sie sowohl künstlerisch wie auch ob ihrer »Biografie mit Lücken« geeignet schien. Das Arbeitsverhältnis begann mit Spannungen, weil Verena, die sich ein im Kunstbetrieb seltenes Politikverständnis mit gewerkschaftlichem Denken antrainiert hatte, die maximale Gage pro Stunde mit minimaler Probenzeit heraushandeln wollte. Konflikte waren vorprogrammiert und gipfelten nach erfolgreicher Aufführungsserie in der Weigerung, für Wiederaufnahmen des Stücks Probenzeit zur Verfügung zu stellen. Das Unwesen systemverordneter Prekarität in der freien Kulturszene hatte ihr paradoxes Ende erreicht: Wenn SchauspielerInnen

nicht mehr zur Arbeit kommen, weil der angebotene Stundenlohn zum (Über-)Leben nicht ausreicht, ist es aus mit Theater!

Verena lässt sich im Übrigen derzeit zur Physiotherapeutin umschulen, in der Hoffnung, dann eine fixe Anstellung zu finden. Auch dieses Schicksal teilt sie mit einer Vielzahl KollegInnen (vor allem Frauen ab 35 Jahren), die das künstlerische Feld verlassen, um sich im so genannten »tertiären Sektor« als Coaches, TrainerInnen, Bürokräften, KulturmanagerInnen, LebensberaterInnen, Drama- oder MusiktherapeutInnen durchzuschlagen. Fragt sich nur, ob der Markt so viele TrainerInnen, KulturmanagerInnen und LebensberaterInnen braucht? Die schrumpfende freie Kulturszene wird jedenfalls zunehmend ärmer, weil ihre besten Kräfte, die (teuer) ausgebildet wurden, um »Kunst zu machen«, ihren Beruf unfreiwillig verlassen (müssen).

ES GIBT das geflügelte Wort, wonach die Arbeitsverhältnisse sogenannter »freier KünstlerInnen«, die von atypischen Arbeitsverhältnissen geprägt sind, mit maximalem Flexibilitätsanspruch, Fluktuation der Engagements und kaum vorhandener Planungssicherheit, eine Vorhut der Prekarität darstellen. Damit wird Prekarität als Resultat neoliberaler Politik und deregulierter Wirtschaft das Mäntelchen der Kreativität umgehängt. Das Argument – eher Gerücht denn Statistik – ist nicht nur zynisch, es verkennt und verkehrt die Ursachen der Prekarität freien Kunstschaffens und verharmlost den Umstand, dass sich die Kunst im Allgemeinen, besonders jedoch die »freie Szene« kaum auf dem freien Markt behaupten kann. Anders als die Hochkultur taugt die »Szene« weder zur touristischen noch standortpolitischen Verortung der Kulturnation Österreich. Anders gesagt, freie Kunst ist schwer vermarktbar, sie entsteht in Nischen, ist prozess- statt produktorientiert und verfügt über ein marginalisiertes Publikum ohne nennenswerte PR-, Medien- und Marketing-Kanäle.

Was sich in einer marktförmigen Gesellschaft nicht kaufen und verkaufen

lässt, hat keine Lobby in den Gremien und Parlamenten, wird in der Regel mit minimalen Förderungen abgespeist, die – ein weiterer Morgenspruch – »zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel« sind! AntragstellerInnen mutieren zu BittstellerInnen, die eingespannt sind in die Zwangsjacke saisonaler Projekteinreichungen, die von politisch ernannten Jurien evaluiert werden, wobei keine Fördergarantien bestehen. Das selektive Prozedere zwingt freie KünstlerInnen, die abseits der kanonischen Großinstitutionen arbeiten, zu immer größeren Anpassungsleistungen, zu Affirmation und Konformismus.

Österreich verfügt trotz jahrelanger Kämpfe spartenspezifischer Interessensvertretungen über kein verbindliches Künstlersozialgesetz. Viele KünstlerInnen sind nicht arbeitslosen- und pensionsversichert; mit dem Resultat wachsender Prekarität und Altersarmut, besonders unter Frauen, werden sie zunehmend in post-wohlfahrtsstaatliche »Ich-AGs«, Teilzeitarbeit, Zweit- und Drittjobs gedrängt. Immerhin tausche der/die »freie« KünstlerIn die soziale Sicherheit freiwillig gegen die größere »Freiheit« selbstbestimmter Kunstproduktion ein, die Benachteiligung bekommt den Nimbus des Vorteils. Die Ironie der Geschichte besteht nun darin, dass im Zuge der flächendeckenden Deregulierung der Wirtschaft und Neoliberalisierung der Gesellschaft »normale« Arbeitsverhältnisse überhaupt abgeschafft werden sollen, was bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck erwecken kann, die Arbeit im Allgemeinen soll dem Kontext der »Kreativen« angeglichen werden. Wohlfahrtsstaat ade! Jede/r ist nun des eigenen Glückes Schmied! Davon können die »Freien« ein schmerzvolles Lied singen.

Die kultur/politische Genese systemischer Prekarität freier KünstlerInnen in Österreich

Bei einem der obligatorischen Bettelgespräche in der Kulturabteilung der Stadt Wien fiel kürzlich der denkwürdige Herr-Karl-Satz: »Na, das freie Theater ist auch nicht mehr so frei, wie es einmal war!« Während der Sarkasmus des Kulturbeamten wenig politische Weitsicht verriet, bleibt zu fragen, wie »frei« das »Freie Thea-

ter« denn früher war

Vor den 60er-Jahren wurde weder von freier Kunst noch von der so genannten »freien Szene« gesprochen. Es gab die Hochkultur, die Unterhaltungskultur, Keller- und Caf theater, die zumeist Cabaret zeigten, das in der Zwischenkriegszeit zu weiten Teilen politisch, nach 1945 eher kulinarisch orientiert war. Erst im Zuge der 68er-Bewegung und dem Aufstand der Studentengeneration bildete sich auch in den größeren Städten, besonders in Wien, eine alternative Kulturszene heraus, die dem rebellischen Lebensgefühl und dem Drang nach Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse Ausdruck gab. Es manifestiert sich u. a. in der Herausbildung freier Kultur- und Theatergruppen, offener Ateliers, Frauengruppen, Schulversuchen, freier Kindergärten, innovativer Sozial- und Therapie-Experimente aller Art sowie einer sich ausbreitenden WG-Szene. In Ablehnung der biedermeierlichen Harmonie der Elterngeneration, die den Krieg überlebt hatte und mit dem Wiederaufbau beschäftigt war, sah sich die Jugend als Avantgarde einer neuen Zeit, die alle Grenzen überwinden, und eine neue, solidarische, radikal-demokratische Gesellschaft aufbauen würde. Dazu zählte neben Politik, Erziehung und Bildung auch der Bereich von Kunst, Kultur und Wissenschaft. Dazu zählte auch das Theater, das sich unter dem Einfluss der Popkultur und neuer Experimente US-amerikanischer, englischer und deutscher Vorbilder neu zu erfinden begann.

Die in den 70er-Jahren regierende Kreisky-Regierung begann als Teil ihres groß angelegten Modernisierungsprojekts auch die alternative Kulturszene als kulturellen Faktor der aufbegehrenden Jugend wahrzunehmen und in die Bahnen sozialdemokratischer Kulturpolitik zu lenken. Die Szene wurde politisch eingemeindet (domestiziert) und durch ein ausgefeilt hierarchisches Fördersystem sozial kanalisiert, um die alternative Kunst für die Mitte der Gesellschaft verwertbar zu machen. Eine weichenstellende Entscheidung traf der Kulturstadtrat Helmut Zilk, der 1983 bis 1984 Unterrichtsminister und von 1984 bis 1994 popularerer Bürgermeister Wiens war. Anstatt den freien Kultur- und Theatergruppen Arbeits- und Förderregelungen,





die jenen der großen Institutionen ähneln – fixe Anstellungsverträge, Versicherungsleistungen und langfristige Planungssicherheit –, zuzugestehen, die für professionelle Kulturarbeit Voraussetzung wären, schuf man in dem Wissen, dass dies arbeitsrechtlich ungesetzlich ist, eine Grauzone für die »Freien«, die bis heute unrühmliche Gültigkeit hat. Obwohl beispielsweise freie SchauspielerInnen »weisungsgebunden« arbeiten, d. h. zu festen Tageszeiten ihrer Arbeit unter Leitung eines/einer RegisseurIn nachgehen, etablierte man ein System flexibler Arbeitszeiten mit »freien« Werkverträgen. Die meist mündlich abgeschlossenen Vereinbarungen sind weder einklagbar (im Streitfall bzw. wenn sie nicht zustande kommen) und vertrauen darauf, dass freie KünstlerInnen ihre systemisch verordnete Prekarität geduldig ertragen, um im Kontrast zu festen Anstellungsverträgen der Großinstitutionen ihre größere »Freiheit« frei genießen und gestalten zu können.

Um welche Freiheit handelt es sich im prekären Alltag der Betroffenen? Reicht es aus für ein Künstlerleben, sich rein künstlerisch-programmtisch frei zu fühlen, jedoch ökonomisch strukturell benachteiligt zu sein, ein prekäres Dasein ohne Aussicht auf langfristige Beschäftigung, absichernde Arbeitsverhältnisse und Pensionsansprüche fristen zu müssen?

Szenen aus dem Arbeitsleben der »Freien Kunst«

Die prekären Spätfolgen einer verlängerten arbeitsrechtlichen Zwischenlösung für die »Freien« sind nach knapp 30 Jahren wachsende Heere arbeitsloser Kunst- und Kulturschaffender, die konfrontiert sind mit schrumpfenden Fördertöpfen und durch sogenannte Reformen (beispielsweise die »Wiener Theaterreform« 2003) exekutierte kulturpolitische Kahlschläge. So mussten seither viele freie Theater schließen, haben Gruppen ihre Arbeit eingestellt, sind Gagenhöhen und die Chancen auf Engagements drastisch zurückgegangen. Sie sind heute die Vergessenen im Windschatten der Großevents und Festivals, der hochkulturellen Preisträger-, »Leistungsträger«- und Seitenblicke-Gesellschaft.

Wer in der freien Kulturszene kein fixes

Engagement hat, was heute die Mehrheit trifft, hantelt sich mühsam von Projekt zu Projekt, steht in Dauerkonkurrenz zu anderen KollegInnen, leidet unter Absturzängsten, Durststrecken ohne Arbeit, zurückgeworfen auf Selbstversicherung. »Gute Miene zum bösen Spiel« – Konzepte einreichen, Antichambrieren, Briefe schreiben, Premieren besuchen, körperliches und geistiges Fithalten für Vorsprechen. Viele sind von LebenspartnerInnen mit bürgerlichen Berufen abhängig, fristen ein entmutigtes Dasein am Rande der Gesellschaft. Wer über keinerlei private Mittel verfügt, kann langfristige freie Kulturarbeit abschreiben, da Förderungen meist verspätet eintreffen und mit Krediten überbrückt werden müssen.

Das prekäre Szenario schreckt besonders die Jungen ab, die Gründung einer freien Kulturgruppe zu wagen, und erschwert die Stabübergabe an eine neue Generation. Ohne die aktive Mitwirkung junger KünstlerInnen wird sich die »freie Szene« jedoch kaum revitalisieren lassen, zumal die Medien die freie Szene sträflich vernachlässigen, was wiederum das Publikumsecho schwächt und damit Chancen auf neue kulturpolitische Interventionen. Die angesagte Kreativität der »Freien« resultiert in Rückzug, Alkoholismus, Burnout, Zukunftspessimismus. Ein Kreislauf ohne Ausweg?

Eine Alternative, die von vielen Jungen bereits beschritten wird, ist die neuerliche Solidarisierung und Politisierung der gesamten Szene durch freiwillige Zusammenschlüsse mit anderen KünstlerInnen und Gruppen, die sich auch ohne Förderungen in Cafétheaterkellern einnisten, daneben in kunstfernen Jobs arbeiten, um abends Theater zu machen, Kooperativen, Diskussionszirkel, Magazine zu gründen und neue Arbeitsformate zu entwickeln, die nicht länger primär auf staatliche Förderungen vertrauen. Motivation ist, die eigene Lage und das Erbe der Avantgarden kritisch zu reflektieren, um langfristig neue Konzepte entstehen zu lassen, die für das 21. Jahrhundert das Paradigma der »Freien Kunst« als demokratie- und kulturpolitisch wichtige Instanz ästhetischer Opposition zum hochkulturellen Mainstream neu denken und erfinden zu können.